

Magazin

Am Anfang ein Adventskalender ohne Schoggi

Berner Ideen (2) Die Adelbodnerin Irene Graf hat Adventskalender für Kinder neu erfunden. Nun erzählt sie berührende Mundart-Geschichten für Erwachsene.

Mirjam Comtesse

Es beginnt mit einer E-Mail: «Darf ich Sie hurti versuumen?», fragt Irene Graf. Die Nachricht verrät gleich zwei entscheidende Eigenschaften der Adelbodnerin: Es ist ihr unangenehm, Aufmerksamkeit zu beanspruchen. Und gleichzeitig verpackt sie ihr Anliegen so charmant, dass sie das Gegenüber sofort an der Angel hat.

Genau das Gleiche gelingt Irene Graf mit ihren Kurzgeschichten und ihren Kolumnen, die sie für das «Thuner Tagblatt» und den «Berner Oberländer» verfasst. Sie wirken im ersten Moment unspektakulär, doch wer einmal mit Lesen begonnen hat, kann sich ihrem Zauber kaum entziehen. Das gilt auch für ihr gerade erschienenen Werk «Säg o nüüt».

Schliesslich hoffnungsvoll

Da ist zum Beispiel die erste Erzählung «Nume guet gemeint» über die schwierige Beziehung von Madlen zu ihrer Schwiegermutter. Diese will eigentlich nur von Nutzen sein, doch vermittelt sie der Schwiegertochter mit ihrem Aktionismus den Eindruck, nicht zu genügen. Mit der Grundsituation können sich wohl viele identifizieren. Was bedrückend wirken könnte, endet schliesslich hoffnungsvoll – auch das ist typisch für Irene Graf's Texte. «Viele meiner Leserinnen und Leser sagen mir, sie hätten

bei meinen Geschichten das Gefühl, ich rede von ihnen», sagt die Autorin bei einem Treffen in Thun. Das liegt daran, dass sie oft von Alltagssituationen ausgeht. Auch dass die 52-Jährige auf Berndeutsch schreibt, lässt die Erzählungen unmittelbar wirken. «Ich würde gerne auf Hochdeutsch schreiben», sagt sie. «Aber wenn ich nahe beim Herzen bleiben will, hilft mir Mundart.»

Dass sie die Menschen berühren kann, hatte die Adelbodnerin schon mit ihrem Debüt bewiesen, das eher zufällig zustande kam. 2008 erschien der Adventskalender «Mäxus Abenteuer». Das sind 24 Couverts mit einer Fortsetzungsgeschichte in einer liebevoll gestalteten Tasche, die Kinder sowie Mütter und Väter schweizweit begeistern. Über 10'000 Exemplare wurden bisher davon verkauft. Jetzt, in der Vor-Adventszeit, liegen die Taschen wieder prominent in allen Buchhandlungen auf. Dabei hatte Irene Graf lediglich für ihre Göttikinder einen Adventskalender ohne Schokolade gestalten wollen. Erst als sie erfuhr, dass Eltern in ganz Bern sich die Couverts weiterreichten, merkte sie, dass sie einen Nerv getroffen hatte.

Eine Affinität zum Schreiben hatte Irene Graf schon als Kind. «In der neunten Klasse schrieb ich meinen ersten Roman», erzählt sie augenzwinkernd. «Er war acht Seiten lang, und auf das



Die Adelbodnerin Irene Graf (52) ist eher aus Zufall Schriftstellerin geworden. Erst der Erfolg brachte ihr den Glauben ans eigene Talent. Foto: Veronika Stalder, Thun

Titelbild malte ich ein blutiges Messer, weil es sich um einen Krimi handelte.» Später machte sie aber das KV und erledigte zuerst administrative Arbeiten im Betrieb ihres Mannes, bevor sie 2010 mit der Illustratorin Edith Pieren den mundARTverlag gründete.

Zuerst nebenbei geschrieben

«Meine Adventskalendergeschichten schrieb ich nebenbei, fast heimlich», erzählt Irene Graf. «Während der Ferien, wenn die Kinder am Strand spielten, oder nachts. Ich mass dem wenig Wert bei.» Erst mit dem Erfolg kam das Vertrauen in ihr Talent. «Heute ziehe ich mich auch mal ein paar Tage von der Familie zurück, um in Ruhe weiterarbeiten zu können.»

Viele Texte in ihrem neuen Werk sind Geschichten, die sie bisher mündlich an Lesungen präsentiert hat. Gewidmet hat sie es ihrem vor eineinhalb Jahren

«Viele meiner Leserinnen und Leser sagen mir, sie hätten bei meinen Geschichten das Gefühl, ich rede von ihnen».

Irene Graf
über die Wirkung von Mundart

verstorbenen Sohn. Er war erst 20 Jahre alt, als er im Januar 2019 bei einem Autounfall ums Leben kam.

Es ist bezeichnend, dass Irene Graf ihren Schmerz in einen Satz packt, bei dem es nicht um sie geht, sondern um das Gegenüber: «Als Mutter können Sie sich vorstellen, was das bedeutet.» Man kann es nur erahnen. Auch wie viel Kraft es sie gekostet haben muss, das neue Buch in dieser Zeit fertigzustellen, ist schwer vorstellbar.

In «Säg o nüüt» zeigt sie sich trotz allem über weite Strecken von ihrer humorvollen Seite. Daneben verschweigt sie aber auch nicht, wie sich der Abgrund gerade bei scheinbar alltäglichen Verrichtungen auftun kann. In der Kurzgeschichte «Grüne Duume» beschreibt sie, wie eine Frau sich darüber ärgert, dass sie kein Händchen für Pflanzen hat. Erst allmählich erfährt man, dass es darum geht, dass sie das Grab

ihres Sohnes bepflanzen möchte und unter der Trauer zusammenzubrechen droht.

«Nid z rede vo dr Ohnmacht, ufemne Eggeli Bode öppis z schaffe, im Wüsse, dass genau hie drunger der eget Suhn inne Sarg liegt. Das isch doch eifach zviu verlangt! Viu zviu! Grüene Duume hin oder här. Das sött e Muetter nie im Läbe müesse mache. Nie!»

Trotzdem gelingt es der Autorin, auch diese Erzählung versöhnlich enden zu lassen.

Irene Graf: «Säg o nüüt – Unerhört – Bärndütsch u dütlech», mundARTverlag, 144 S., ca. 29 Fr.

«Berner Ideen»

In unserer losen Reihe «Berner Ideen» porträtiert wir Menschen, die mit Optimismus und der Überzeugung vorangehen, die Zukunft ein klein wenig besser zu machen.



Die Autorin Irene Graf (rechts) und die Illustratorin Edith Pieren mit ihren Werken vor dem Chuenisbärgli in Adelboden. Bild: Patric Spahni

Papi passt auf Baby Yoda auf

«Star Wars»-Serie Die zweite Staffel von «The Mandalorian» wartet mit Herz, Humor und jede Woche mit einem neuen Monster auf.

Väter kamen bei Star Wars nie besonders gut weg. Sie waren entweder abwesend (der unbekannte Vater von Anakin Skywalker), der schlimmste Bösewicht der Galaxis (Darth Vader) oder sie waren zwar cool und nett, aber schafften es nicht, ihren Sohn von der dunklen Seite der Macht fernzuhalten (Han Solo). Vaterlosigkeit und Vätermord waren in den drei Kinofilm-Trilogien der Fluch der Skywalkers: Anakin, Luke, schliesslich Kylo Ren. Ein Held, so schien es, konnte nicht aus einer glücklichen Familie kommen.

Mit seinem jüngsten Sprössling rehabilitiert das Star-Wars-Universum nun aber die Vaterschaft, wenn auch nicht unbedingt die biologische. The

Mandalorian erzählt die Geschichte eines Kriegers, von dessen Gemeinschaft nur noch versprengte Grüppchen übrig sind. Er selbst wurde als Kind von einem Droiden-Angriff auf seine Heimat zur Waise gemacht. Die Mandalorianer nahmen ihn auf.

In den ersten acht Folgen der Serie war er selbst zum Pflegevater geworden: Die erste Staffel war eine einzige, actiongeladene Rettungsaktion für «das Kind», ein kleines grünes Wesen mit grossen spitzen Ohren, das derselben Spezies angehört wie Jedi-Meister Yoda aus den Kinofilmen. Star-Wars-Fans, von denen es dank dieser Figur mittlerweile noch ein paar mehr geben dürfte, nennen es «Baby Yoda». Den Mandalorianer nennen sie

Die Gefahren für Baby Yoda sind voller Verweise auf Science-Fiction-Klassiker.

«Mando» und Mando musste den Kleinen vor lauter Schergen des Imperiums bewahren, unter anderem vor Werner Herzog, der mit seinem ikonischen deutschen Akzent einen von ihnen spielte.

In Staffel zwei will der Mandalorianer nun das Kind zurück zu seinen Artgenossen bringen. Das Problem ist nur: Niemand weiß, wo die sind. Mando kurvt also durch die Galaxis, auf der Suche nach Hinweisen. Die Struktur ist angenehm altmodisch episodisch: Jede Woche gibt es einen neuen Planeten, ein neues Riesenmonster, das er bezwingen muss und neue Gefahren für Baby Yoda. Die sind dieses Mal voller Verweise auf Science-Fiction-Klassiker: Der

Riesensandwurm in Folge eins erinnert an Dune, die unheilbringenden Eier in Folge zwei an Alien und, ja, das ist eine Warnung, auch dem Angriff der Riesenspinne von 1975 wird Reverenz erwiesen.

Rau, kreativ und humorvoll

Die vielen Umwege, die Mando fliegen muss, könnten freilich ermüdend sein. Auch in Folge zwei ist noch keinen Deut klarer, wo denn nun die Yodas wohnen. Aber weil diese Serie mit so viel Liebe und Ideen gemacht ist, lässt man sich auch gern aufhalten. Alles hier ist Star Wars im besten Sinne: rau, kreativ und humorvoll. Und dass Mando zwar nie seine Rüstung ablegt, aber ständig sein kleines grünes

Adoptivkind in einer Umhängetasche mit sich rumträgt, konterkariert sein Einsamer-Wolf-Pathos auf lebenswerte Weise. Als Mando eine Art Western-Saloon auf dem Wüstenplaneten Tatooine betritt, mustert ihn der «Sheriff». Erst habe er gedacht, dass nur einer von ihnen beiden hier lebend rauskommen werde, sagt er, «aber dann hab ich den Kleinen gesehen und gedacht: Vielleicht täusche ich mich».

Bittersüss an der Geschichte von Mandos Mission ist dies: Wenn sie erfolgreich ist, werden er und Baby Yoda sich wohl voneinander verabschieden müssen.

Kathleen Hildebrand

The Mandalorian, auf Disney Plus